

*LingAeg* 26 (2018), 271–288

James P. Allen, *A Grammar of the Ancient Egyptian Pyramid Texts. Volume I: Unis*, Languages of the Ancient Near East 7, Winona Lake: Eisenbrauns 2017 (ISBN 978-1-57506-752-0, xiv + 376 Seiten, € 74,95), besprochen von Carsten Peust<sup>1</sup>.

Die Autoren ägyptischer Grammatiken stehen vor einem grundsätzlichen Dilemma bei der Wahl ihres Textkorpus: Wählen sie ihr Korpus zu groß, so wird es heterogen und die Grammatikregeln bleiben unscharf. Wählen sie es zu klein, so schrumpft die Belegmenge allzu sehr. Gerade für das Ältere Ägyptisch bräuchte man eigentlich besonders umfangreiche Korpora, um graphematische Probleme wie defektive Schreibungen auszugleichen. In der Ägyptologie ist nun leider kaum ein Korpus zu finden, das zugleich homogen und genügend umfangreich wäre. Hier kann die Lösung nur sein: Man muss Grammatiken beiderlei Art verfassen, sowohl solche mit einem eng begrenzten Korpus als auch solche mit einem umfänglichen, aber inhomogenen Korpus, so dass sich die Erkenntnisse aus den Studien beiderlei Art gegenseitig befruchten.

Eine Grammatik der ersten Art legt jetzt James P. Allen vor, der sich schon seit Jahrzehnten intensiv mit den Pyramidentexten beschäftigt, über deren Verbalsystem promoviert hat (Allen 1984) und auch die heute maßgebliche Textausgabe (Allen 2013b) sowie die aktuellste Übersetzung (Allen 2015a) erstellt hat. In dem hiermit vorgelegten ersten Band einer geplanten Serie von Pyramidentextgrammatiken beschränkt er sich ausschließlich auf den ältesten Textzeugen, nämlich die Texte der Pyramide des Unis (Unas / Wenis / Onnos) aus dem 24. Jhdt. v. Chr. Zwar ist auch dieses Material nicht vollkommen homogen: So sollen die (oder einige der) Sprüche gegen Schlangen sprachlich jünger als der Rest sein (§3.10, §4.7), während das Opferritual besonders alt sein könnte (§5.5, §9.4H). Trotzdem kommt man dem Ideal eines synchronen Korpus zumindest nahe, und dieses Korpus darf schon deswegen ein ganz besonderes Interesse beanspruchen, weil es so frühen Datums ist und sich durch eine hohe sprachliche Altertümlichkeit auszeichnet. Wie fast alle anderen ägyptischen Grammatiken richtet sich auch diese an Ägyptologen und wäre für allgemeine Linguisten schwer lesbar.

Auch wenn es sich ganz klar um eine Korpusgrammatik für Unis handelt, erfolgen gelegentlich Hinweise auf andere Pyramidentextzeugen einschließlich nach-AR-zeitlicher Überlieferungen von Pyramidentexten, sei es um die Interpretation von Textstellen zu klären oder um wesentliche Beleglücken, die bei Unis zufällig bestehen, aufzufüllen (z.B. §10.7). Es ist vollkommen normal und unvermeidlich, dass auch in eine streng synchron orientierte Grammatik implizites Wissen einfließen muss, das eigentlich anhand anderer Texte gewonnen wurde. Der schwierige methodische Balanceakt besteht darin, dieses allgemeine Wissen über das Ägyptische im richtigen Ausmaß für die Korpusgrammatik heranzuziehen: einerseits genügend um das Korpus richtig zu verstehen, aber auch nicht Dinge in das Korpus hineinzuprojizieren, die für dieses womöglich gar nicht gelten. Wie ich noch darlegen werde, hat Allen das allgemeine Wissen für meinen Geschmack fallweise eher zu wenig als zu viel berücksichtigt.

---

<sup>1</sup> Konstanz (cpeust[at]gmx.de).

„A grammar“ ist im Grunde ein Understatement, denn neben 21 eigentlichen Grammatikabschnitten, die in traditioneller Weise vom Elementaren zum Komplexen fortschreiten (von „1. Orthography“ bis „21. Subordination“), enthält das Buch auch eine „consecutive transliteration and translation“ des gesamten Korpus (85 Seiten) sowie ein dazu gehöriges Glossar mit Hieroglyphen (62 Seiten). Diese Beigaben ermöglichen es häufig schon, Allens Hypothesen schnell zu überprüfen, ohne weitere Literatur heranziehen zu müssen.

Das relativ kleine Korpus wird von Allen, der mit jeder einzelnen Hieroglyphe desselben vertraut ist, sorgfältig und minutiös ausgewertet. Eine dadurch möglich gewordene und lobenswert hervorzuhebende Besonderheit der vorliegenden Grammatik besteht in der durchgehenden Mitteilung statistischer Daten. So erfahren wir, dass die Pyramidentexte des Unis 1297 verschiedene Lexeme in 12901 Instanzen enthalten (§4.1) und aus insgesamt 28007 Hieroglyphen bestehen (§1.3). Zwar sind die meisten dieser Zahlen aufgrund von – nicht explizit diskutierten – definitivischen Unschärfen nicht ganz so präzise wie es scheinen mag. So ist es beispielsweise fragwürdig, ob Suffixpronomina oder Präpositionen wirklich eigenständige Lexeme darstellen oder nicht eher als Wortteile gewertet werden sollten.<sup>2</sup> Oder wenn wir erfahren, dass 8% aller Zeicheninstanzen Determinative und 6% Ideogramme sind (§1.3; Allen verwendet die traditionellen Termini), so stehen dabei implizit klassifikatorische Entscheidungen im Hintergrund wie etwa die Interpretation der Ohr-Hieroglyphe *o* in *sdm* „hören“ als Determinativ (§1.4), die man auch anders treffen könnte (Gardiner 1957: §22 etwa hält sie für ein Ideogramm). Auch Aussagen wie die, „Unis’s texts contain 495 participles, of which 418 are active in meaning and 77, passive“ (§13.1), sind gewiss *cum grano salis* zu lesen. Die Auswirkung dieser Probleme ist jedoch nicht schwerwiegend, und insgesamt sind Allens statistische Angaben als ein wichtiges Novum und großer Pluspunkt dieser Grammatik zu bewerten.

Viele der Grammatikkapitel werden durch einen Abschnitt „Occurrences“ abgeschlossen, der alle betreffenden Belegstellen aus Unis auflistet. Dadurch wird dem Leser die Möglichkeit eröffnet, Allens Hypothesen zu prüfen und gegebenenfalls durch eigene zu ersetzen.

Die äußere Gestaltung der Grammatik macht einen sorgfältigen und professionellen Eindruck, und relevante Druckfehler konnte ich nur wenige finden, am ehesten noch das sporadische Fehlen von Literaturverweisen in der Bibliographie („Allen 2014“ zitiert in §7.5; „Kahl 1992“ zitiert in §1.6; Auflösung in der Bibliographie zu dieser Rezension) oder ein gelegentlicher Zahlendreher (im Glossar bei *kss* ist 265.7 in 256.7 zu korrigieren).

Das Buch bietet auch wertvolle Brückenschläge von der Epigraphik zur Grammatik. So erfahren wir, dass die Kurzschreibung *p* des Demonstrativums *pw/pj* im Wesentlichen bei Platzmangel gebraucht wird (§5.2), somit also nur ein graphisches Phänomen und nicht etwa eine besondere morphologische Form darstellt. Auch noch in einer verwandten Frage führt die sorgfältige Betrachtung der Belege zu einem bemerkenswerten Schluss: Das Demonstrativum *pj* kommt nämlich fast nur anstelle von *pw* in der Verbindung *Wnjs*

2 In der Orthographie semitischer Sprachen werden Präpositionen oft nicht als eigene Wörter behandelt. Auch in den meisten ägyptischen Texten wird ein Zeilen- oder Spaltenumbruch innerhalb der Verbindung Präposition + Substantiv vermieden, was auf gefühlte Univerbierung hindeutet.

*pw* „das ist Unis / Unis ist ...“ vor,<sup>3</sup> was Allen (§5.2, §10.2) überzeugend so erklärt, dass *pw* die normale Graphie des Demonstrativums im Urtext war, hingegen *pj* die präferierte Graphie desjenigen Redaktors, der die Pronomina der 1. Person durch den Eigennamen des Königs ersetzte.

Im Alten Reich ist, ebenso wie später im Mittelägyptischen, die Kopula in dreigliedrigen Nominalsätzen der Form *A pw B* stets invariabel. Hingegen ist beim zweigliedrigen Schema *A pw* die Kongruenz möglich, wenn auch nicht obligatorisch und bei Unis nicht belegt. Dieses bekannte (Edel 1955/64: §959) Faktum ist bislang unerklärt geblieben. Es steht zudem im Widerspruch zu der herrschenden Lehre, dass der dreigliedrige Nominalsatz aus dem zweigliedrigen erweitert sei und wörtlich „ein A ist er, nämlich B“ bedeute (so u.a. Edel 1955/64: §965; Westendorf 1981: 99; Loprieno 1995: 105). Allen wendet sich nun gegen diese Auffassung und sagt (§10.2): „This indicates that the *A pw B* statement is not merely an appositive extension of *A pw* (...). The lack of concordance in the former probably derives from the fact that, unlike *A pw*, the first two elements of *A pw B* do not refer to the same entity; instead, *pw* in this case serves as a kind of ‘place-holder’ for *B*; and because it precedes *B*, it does not reflect that element’s gender and number.“<sup>4</sup> Diese kataphorische Interpretation von *pw* im dreigliedrigen Nominalsatz wurde übrigens, unabhängig von Allen, jüngst auch in Loprieno & Müller & Uljas (2017: 409) erwogen. Ich meine, dass sie korrekt ist: Wie schon immer wieder einmal auffiel und durch die von Allen gegebenen Beispiele noch einmal eindrücklich demonstriert wird, hat der dreigliedrige Nominalsatz *A pw B* bei Unis (und generell im Alten Reich) die Abfolge Thema–Rhema (Subjekt–Prädikat), bedeutet also nicht \*„ein A ist er, nämlich B“, sondern vielmehr „der A ist folgendes: ein B“. An anderer Stelle meinte Allen aufgrund des widersprüchlichen ägyptischen Belegmaterials, der dreigliedrige Nominalsatz sei überhaupt „neutral with regard to the position of subject and predicate“ (Allen 2013a: 83). Ich gehe lieber von einem diachronen Wandel aus: Der altägyptische Nominalsatz Thema–*pw*–Rhema wurde im Mittelägyptischen nach Analogie zum zweigliedrigen Nominalsatz Rhema–*pw* reinterpretiert und nahm so die seither dominierende Folge Rhema–*pw*–Thema an.

Generell sind Allens Funktionsbeschreibungen nah am Material gehalten und neigen mehr zur extensiven Aufzählung der Verwendungskontexte (z.B. 14 verschiedene Verwendungsweisen des abhängigen Personalpronomens, §5.5; 27 Funktionen der Präposition *m*, §8.2) als zu einer strukturalistischen Systematisierung. Man kann dies als Nachteil oder als Vorteil bewerten; jedenfalls bleibt für andere Forscher die Möglichkeit offen, auf der Grundlage von Allens eher wenig strukturierten Daten zu einer abstrakteren Analyse voranzuschreiten. Manche Abschnitte aus Allens Präsentation ließen sich also durchaus noch konziser formulieren. Beispielsweise würde ich seine Ausführungen über die Demonstrativa (§5.2) so zuspitzen, dass bei Unis *pn* – gleich ob in pronominaler oder attributiver Verwendung – deiktisch als „dieser hier“ fungiert, während *pw* anaphorisch „der genannte“ oder kataphorisch „derjenige“ bedeutet; so erklärt sich auch schön die Funktion

3 Etwas weniger explizit Edel (1955/64: §193).

4 Es besteht eine gewisse Ähnlichkeit zu Phänomenen, die in der linguistischen Literatur unter dem Label *anti-agreement effect* bekannt sind.



von *pw* als Kopula, weil *pw* hier naturgemäß mit einem Nomen im Kotext koreferenziell ist.

Nun muss ich leider zunehmend zu denjenigen, recht fundamentalen Punkten der Unis-Grammatik kommen, die weniger positiv auffallen. Man bemerkt zunächst, dass die zahllosen in der Ägyptologie vorliegenden grammatischen Detailstudien nur sehr punktuell verwertet werden, und die Bibliographie mit 43 zitierten Titeln recht schmal bleibt. So darf man also nicht erwarten, hier eine Referenzgrammatik vorzufinden, die dem Leser überall einen bequemen Einstieg in die relevante Literatur oder die aktuelle Diskussion eröffnen würde.

Recht kritisch sehe ich, und da steht Allens Grammatik nicht alleine, die Behandlung der Phonologie. Allen bringt in ungewöhnlichem Umfang vokalisierte Rekonstrukte zahlreicher Lexeme und Formen, die innerhalb des Buches nicht gerechtfertigt werden. Natürlich stehen in vielen Fällen dabei koptische Kognaten im Hintergrund, und natürlich sind Allen die grundlegenden Lautgesetze bekannt, mit deren Hilfe er die Rekonstrukte gebildet hat. Was die altägyptischen Lautformen angeht, so hat Allen eine Abneigung gegen zu abstrakte Rekonstrukte und möchte sich lieber an den „common sense“ halten (S. xii). Ich befürchte, dass dieser „common sense“ nicht ganz unbeeinflusst von der konventionellen ägyptologischen Schulaussprache geblieben ist, welche aber keinen guten Ratgeber darstellen dürfte. Sehr übersimplifiziert ist z.B. die Ansetzung des Verbs „kommen“ als [ʔi] > ei (§4.11), denn letzteres ist doch ein Infinitiv, der auf \*ʔwʔt > \*ʔyʔt zurückgeht.

Viele Vokale, besonders Nichttonvokale, sind einfach mehr oder weniger phantasievoll erfunden, so in *jrʔt* „milk“ [arátat] (§6.7; Anlaut sollte mit Peust 1995: 74f. eher *u*-sein), *ssh=s* „she widens“ [susahás] (§4.14), *t=k ntk* „your own bread“ [tíʔik inták] (§5.4). Teils stehen die Rekonstrukte in offenem Widerspruch zur Überlieferung, so *nb* „lord“ [núbu] (§6.9; Tonvokal muss *-i-* sein wegen der keilschriftlichen Wiedergaben *ni-ib* ~ *ni-im*, Osing 1976: 925); *snw.k* „your brothers“ [sánuʔik] (§6.3; widerspricht kopt.  $\text{C}\text{M}\text{H}\text{Y}$ ); *km* „dark“ [kúmmi] (§15.2 Anm. 8; der bohairische Nachfolger  $\text{X}\text{A}\text{M}\text{E}$  zeigt mit *-e* eine betonte Endsilbe, während die Aspirata *x-* auf eine betonte Anfangssilbe zu weisen scheint; hier ist aber anzunehmen, dass *x-* durch Analogie mit dem Infinitiv  $\text{X}\text{M}\text{O}\text{M}$  entstanden und daher in diesem Fall für die Tonstelle nicht beweiskräftig ist); *hʔjw* „blessed“ [hʔθiʔu] (§15.3; ähnlich wie im vorigen Fall muss die Endsilbe betont gewesen sein wegen bohair. *-e* in  $\text{e}\text{c}\text{i}\text{e}$ ); *dd.n=t* „you said“ [dídniʔ] (§18.5, widerspricht der keilschriftlichen Wiedergabe von *dd.n=k* „was du sagtest“ als *zi-in-nu-uk*, Zeidler 1992: 214f.)<sup>5</sup>. Viele weitere phantasievollere Vokalisationen bietet Allen von den Partizipien (§15.2). Dabei ist zum Beispiel *sʔjw* [sullúliʔu] „experienced“ inspiriert von akkadisch *purrusum* (S. 120 Anm. 7). Dieses

5 Ich mache (gegen Zeidler) die Annahme, dass die Relativform und das verbale *sdm.n=f* denselben Vokal nach dem *-n-* hatten, da ja *-n=f* in beiden Fällen etymologisch aus demselben Element, wohl einem pronominalen Dativ, hervorgegangen ist (in diesem Sinne u.a. auch Depuydt 2003 und Brose 2016). Der genannte Keilschriftbeleg ist der einzige, in dem dieses Morphem betont vorliegt, und daher für die Vokalisation am signifikantesten. Nach dieser Logik möchte ich (gegen Allen §8.3) vermuten, dass auch das dativische Pronomen *n=f* >  $\text{N}\text{A}\text{Q}$  „für ihn“ als [núf] zu vokalisieren ist. Für einen *u*-Vokal spricht weiter  $\text{N}\text{E}\text{X}\text{A}\text{Q}$  „sagte er“ (2. pl.  $\text{N}\text{E}\text{X}\text{H}\text{T}\text{N}$ ) <  $\text{p}^3$  *dd=f* < (cf. El-Hamrawi 2008)  $\text{p}^3$  *dd.n=f*.

Vorgehen ist höchst bedenklich: Erstens ist die Verwandtschaft zwischen Ägyptisch und Akkadisch so entfernt, dass mit einer pauschalen Identität von Vokalen in beiden Sprachen kaum zu rechnen ist; schon die koptischen Dialekte, die einander unvergleichlich näher stehen, unterscheiden sich ja vielfach im Vokalismus. Zweitens ist bei weitem nicht klar, ob die Formen überhaupt morphologisch vergleichbar sind. Drittens weicht schon innerhalb des Akkadischen selbst ein anderer Dialekt, nämlich das Assyrische, in der Vokalisation ab (*parrusum*). Das Akkadische hat es Allen angetan, und so vokalisiert er (§17.2) auch die Stativendungen eng nach dem Vorbild dieser Sprache, z.B. 1.sg. [–áku], 2.sg.m. [–áta], 2.sg.f. [–áti], 2.pl.m. [–tunu], 2.pl.f. [–tina], 2.dual [–tuna], oder – was die Akzentposition angeht – genauer gesagt nach dem Vorbild der traditionellen Schulaussprache der Assyriologen (über den wirklichen Akzent des Akkadischen weiß man so gut wie nichts) und setzt sich dabei in Widerspruch zur koptischen Evidenz: (*n-*)*qd.kw* >  $\kappa\sigma\tau\kappa$  „schlafen“, also *\*qád.k̄w*; *hqr.tj* >  $\chi\kappa\theta\epsilon\tau$  „hungrig sein (qual.)“, also *\*h̄qár.t̄j*. Auf solche Spielereien, die auch zum Verständnis der Unis-Texte rein gar nichts beitragen, hätte Allen besser verzichtet.

Noch tiefergehende Widersprüche in den Vokalisierungen entstehen durch Allens willkürliche Ansetzung offener und geschlossener Silben unabhängig von den etablierten Gesetzen des Urkoptischen. Nach der traditionellen Rekonstruktion des Urkoptischen muss etwa ein *\*i* in offener Silbe als koptisch  $\iota$  erscheinen ( $CiC\bar{C} > C\iota CC$ ), hingegen in geschlossener Silbe als (sahidisch)  $\lambda$  ( $CiC$  oder  $CiCC\bar{C} > C\lambda C$  bzw.  $C\lambda CCC$ ). Dies ist Allen zwar im Prinzip bekannt, doch bedenkt er nicht, dass die Offenheit bzw. Geschlossenheit der Silben sich auf eine ganz spezielle Phase der ägyptischen Sprachgeschichte bezieht, eben das „Urkoptische“, definiert als derjenige Rekonstruktionszustand, in dem keine offenen unbetonten Silben existieren. Die Sprache zur Zeit Unis' mag nun entweder einem solchen Zustand entsprochen haben, oder sie mag einem noch älteren Stadium angehört haben, in dem solche offenen Silben vielleicht noch vorhanden waren. Dann aber darf man diese Silben nicht als offen auf der urkoptischen Ebene betrachten. Aus dem Missverständnis dieser Tatsachen entstehen zahlreiche widersprüchliche Rekonstrukte, so etwa *mrytj* „beloved“, kopt.  $\mu\epsilon\rho\iota\tau$ , von Allen angesetzt als [mirriyati] (§3.4). Sollte es jemals eine Form *\*mirriyati* gegeben haben, so hätte diese später das urkoptische Stadium durchlaufen, also zu *\*mirriyti* (oder *mirriyt̄j*) synkopiert werden müssen, was im Koptischen zu einem Tonvokal - $\lambda$ - geführt hätte.

Wie auch einige andere meint Allen (§3.12), schon zu Unis' Zeiten sei die Femininendung -*t* im Wortauslaut verstummt gewesen. Dies scheint mir angesichts der Tatsache völlig unrealistisch zu sein, dass diese Endung noch viele Jahrhunderte später sehr konsequent geschrieben wurde. Die sporadische Doppelschreibung des *t* vor folgendem Suffix (*\*w.t={t}f* „seine Glieder“) ist viel eher mit den in §1.8 nachgewiesenen Fällen zu parallelisieren, wo ein Konsonant bei veränderter Silbenteilung doppelt geschrieben wird, nämlich einmal am Morphemende wie in der Zitierform des Wortes und ein zweites Mal in einem neuen Schriftquadrat, wenn der Konsonant vor Suffix in den Silbenanlaut gerät.

Nun komme ich zum problematischsten Punkt überhaupt, nämlich zu dem, was auf dem rückseitigen Cover des Buches wie folgt angekündigt wird: „The grammatical analysis incorporates (...) the most recent advances in the understanding of Egyptian grammar

(...). James P. Allen (...) is one of a handful of scholars currently engaged in a radical revision of our understanding of the ancient Egyptian language.“ Es handelt sich hierbei um eine radikale Reinterpretation des ägyptischen Verbalsystems gegen den ägyptologischen Mainstream mit der Stoßrichtung, morphologische Kategorien möglichst nur insoweit zu akzeptieren, als sie auch in der Graphie ausgedrückt werden. Zwar weiß jeder, und gewiss auch Allen, dass ein analoges Vorgehen bei der Beschreibung anderer Sprachen mit vokallosen Schriften (Arabisch, Hebräisch) grandios in die Irre führen würde. Dennoch überwiegt bei Allen offenbar der Wunsch, Komplexitäten der Sprache, die in der Schrift keinen direkten Ausdruck finden und daher vielleicht auch pädagogisch mühsam zu vermitteln sind, wo immer möglich loszuwerden. In der aktuellen Auflage seines Mittelägyptisch-Lehrbuches, wo diese vereinfachte Grammatik ebenfalls Einzug gehalten hat, betont er ihre pädagogischen Vorteile: „this brings the Middle Egyptian verbal system more in line with that of later stages of the language [was ich bezweifle, C.P.], and should make it much easier for beginning students to comprehend“ (Allen 2014: x). Das sehen aber wohl nicht alle so: Mir sind ägyptologische Institute bekannt, wo zwar nach Allens Lehrbuch unterrichtet wird, aber nach einer älteren Auflage desselben, die noch mehr auf dem Boden der Tradition stand.

Morphologische Differenzen zumindest bei bestimmten Verben oder Verbalklassen, wo sie eben doch existieren, werden von Allen heruntergespielt; Textvarianten sollen zeigen, dass alle üblicherweise in Anspruch genommenen morphologischen Indikatoren wie Reduplikation von Radikalen oder Affixe wie *j-*, *-j*, *-w* und *-t* für die Morphologie mehr oder weniger bedeutungslos seien und höchstens prosodische oder dialektale Varianten ausdrückten. Diese neue, reduzierte Sicht der Morphologie des Älteren Ägyptisch entwickelte er zuerst in Allen (2011) und nannte sie dort „more economical and more internally coherent“ (S. 14). Sie bedeutet eine Umkehrung des bisherigen Ganges der ägyptologischen Grammatikforschung, so von Seiten der Berliner Schule und später den „Standardtheoretikern“, die bestrebt gewesen sind, – oft gestützt nur auf graphische Differenzierungen in einer Teilmenge von Lexemen – immer feinere morphologische Unterscheidungen zu etablieren und ihnen bestimmte Funktionen zuzuweisen. Ich kann hier im Rahmen einer Rezension diesen reduktionistischen Ansatz nicht in einer erschöpfenden Weise abhandeln, meine aber, dass Allen bei seiner Einschätzung dessen, was mehr oder weniger „ökonomisch“ und „kohärent“ ist, einen fundamentalen wissenschaftstheoretischen Aspekt außer Acht gelassen hat: Eine wissenschaftliche Theorie ist umso höherwertiger, je detaillierter und präziser ihre Vorhersagen sind. Mit einer reduktionistischen Theorie, in der im Zweifelsfall jede Form alles bedeutet, kann man sich kaum noch Gegenbelege einhandeln, was den Eindruck von Kohärenz erwecken mag. Demgegenüber sieht sich eine morphologisch differenzierte Analyse mannigfaltigen Möglichkeiten der Falsifizierung ausgesetzt und trifft tatsächlich immer wieder einmal auf widersprüchliche Belege, die mit der Theorie unvereinbar sind und beispielsweise als fehlerhaft oder sonstwie dem System nicht zugehörig ausgeschieden werden müssen. Die erhöhte Falsifizierbarkeit der komplexeren Theorie ist jedoch nicht als Problem, sondern als Vorteil zu bewerten. Aus meiner Sicht landet man mit Allens Ansatz wieder in der Nähe der ägyptologischen Grammatik des 19. Jahrhunderts, wo ebenfalls – überspitzt gesagt – jede Form alles bedeuten



konnte, so wie bei Brugsch (1872: §129): „Indes ist es beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft noch nicht möglich, in den verschiedenen Formen des ägyptischen Verbs die besonderen Modificationen der Zeit zu erkennen“, woraufhin er die meisten seiner Verbalformen mit der vielsagenden Funktionsbeschreibung „Präsens–Präteritum–Futurum“ charakterisierte. In methodischem Sinne dachte Brugsch aber durchaus schon weiter, da er wenigstens die Hoffnung hegte, man werde eines Tages die Funktionen der Verbalformen genauer bestimmen können.

Die in Allen (2011) initiierte und in Allen (2014) übernommene Sichtweise wird in der vorliegenden Grammatik nun weiter verfolgt und ausgearbeitet. So sollen die meisten *sdm=f*-Belege einer einzigen morphologischen Kategorie angehören, dem „unmarked *sdm.f*“, das „not marked for tense or mood“ sei (§20.3), „with more specific meanings and relationships to other clauses determined solely by context“ (§20.4). Neben diesem „unmarked *sdm.f*“ kennt Allen noch ein „unmarked passive“, bei dem er immerhin eine besondere Vokalisation für möglich hält (§19.4), sodann jeweils ein „marked *sdm.f*“ (vor allem mit Suffix *-w*) „to express incomplete action“ (§20.12), sowie ein „marked passive“ (gebildet entweder mit *-w* oder mit Reduplikation: *jr.w*, *nḥmm*). Die bislang übliche Ansprache der beiden „markierten“ Formen als Prospektive lehnt Allen ab.

Die Vokalisation des „unmarked *sdm.f*“ ist für Allen problemlos erschließbar, da es ja bei ihm nur noch ein einziges *sdm=f* gibt und er daher die bekannteste im Koptischen erhaltene *sdm=f*-Form, nämlich die in den τ-Kausativa verbaute, dafür in Anspruch nimmt (§20.1, §20.12).<sup>6</sup> Auch das *-t* in den unregelmäßigen Verben *jwti* „kommen“ und *jni* „holen“ (traditionell: Subjunktiv) „may be merely a phonological variant“ (§20.1), obwohl die Unis-Belege sich bestens konventionell deuten lassen: *wnḥ d.t=k jwt=k hr=sn* (PT 224.19) „bekleide deinen Leib und komm zu ihnen“ (mit Subjunktiv *jwt*)<sup>7</sup> vs. *mk-s jwi=s m ḥsf=k jmn.t nfr:t* „siehe, er kommt dir entgegen, der schöne Westen“ (PT 254.21) (mit adverbialen Präsens *jwti*).

Das „geminated *sdm.f*“ (§20.10), worunter Allen Formen wie *mrr=f* aber auch *m<sup>3</sup>=f* zusammenwirft, ist laut Allen nicht etwa eine weitere Flektionsform (und schon gar keine substantivische), sondern eine lexikalische Stammvariante etwa analog zum akkadischen D-Stamm (oder Pi<sup>c</sup>el) (§4.12, auch schon Allen 2013c). Damit bricht Allen radikal mit den Vorstellungen der sogenannten Standardtheorie, die er 1984 noch selbst vertreten hatte. Allen versucht nun die entsprechenden Handlungen als repetitiv, also semantisch und nicht syntaktisch bedingt, zu erklären: Die betreffenden Formen sollen jetzt „multiple or normative instances of the action denoted by the primary stem“ ausdrücken. Während eine solche Funktion (pluraktional, wie ich es nennen würde) bei geminierten Partizipien noch fallweise erkennbar zu sein scheint (§15.8) und ja in der Ägyptologie seit langem vermutet wird, hat man beim *mrr=f* seine Mühe damit, auch wenn Gardiner (1957: §438) mit seinem „imperfective *sdm.f*“ bekanntlich ähnliches vertreten hatte.

6 Es gibt aber sowohl im Koptischen als auch in späten Nebenüberlieferungen Evidenz für weitere, anders vokalisierte *sdm=f*-Formen (z.B. Osing 1998: 61–64, Gundacker 2013: 39–42), was mit Allens Konzeption nicht zusammenpasst.

7 Der Imperativ mit Fortsetzung im Subjunktiv ist eine übliche Konstruktion (Peust 2004: 338–340).

Unter den Belegen finden sich auch solche in Wechselsätzen, die Allen im Prinzip anerkennt („balanced clause“, §21.2). Insofern dort Formen mit Geminatation wie *mrr=f* *jrr=f* erscheinen, soll diese also nicht etwa durch eine Nominalisierung, sondern durch die Gewohnheitsmäßigkeit der Handlung bedingt sein. Mir erscheint es jedoch verdächtig, dass die Repetition des „geminated *sdm.f*“ praktisch immer nur für die Verbalhandlung selbst postuliert werden muss, sich dagegen kaum je an dem Vorhandensein pluralischer Objekte zeigt, wie man es von den geminierten Partizipien (und im übrigen auch vom akkadischen D-Stamm!) her kennt und was mehr Möglichkeiten zur Objektivierung geboten hätte.

Konsequenterweise muss Allen annehmen, dass von diesem „Piʿel“ nicht nur ein *sdm=f*, sondern auch alle übrigen Verbalformen gebildet werden konnten wie beispielsweise der Infinitiv. Tatsächlich spekuliert er, dass sich hinter gelegentlichen Varianten im Koptischen wie πρρε neben πειρε < *pr̄i.t* „hinausgehen“ Überbleibsel solcher geminierten Infinitive verbergen (§20.1). Obwohl Allen also eigentlich das Inventar ägyptischer Verbalformen radikal zu reduzieren versucht, wird er hier plötzlich zur Annahme ungeschriebener Differenzierungen verleitet, wo sie noch nie jemand vermutet hatte. In Wirklichkeit kommt die genannte koptische Variation nur bei einer ganz speziellen Konsonantenkonstellation vor (2. Radikal Sonorant, 3. Radikal *j*) und reflektiert nach meiner Auffassung mitnichten ein altes Piʿel, sondern Unsicherheiten in der phonologischen Interpretation von Glides während einer bestimmten Phase der ägyptischen Sprachgeschichte. Dadurch kamen, als in der urkoptischen Phase die Vokalklassen festgelegt wurden, Alternanten mit einer geschlossenen bzw. einer offenen Tonsilbe zustande (etwa *lpirjət/* ~ *lpirit/*), deren Fortsetzungen fallweise beide bis ins Koptische überlebten. Auch sollte es eigentlich, wenn *mrr=f* keine grammatische, sondern eine lexikalische Kategorie wäre, vom „Piʿel“ *mrr=f* außerdem noch ein „marked *sdm.f*“ gegeben haben, doch äußert sich Allen dazu nicht.

Dadurch, dass Allen geminierte Formen von terzinfirmen Verben (*mrr=f*) und von Verben *secundae geminatae* (*mʃʃ=f*) zusammenwirft, verdeckt er entscheidende Generalisierungen, auf denen die Standardtheorie beruht hatte, so etwa die Beobachtung, dass *mrr=f* (im Gegensatz zu *mʃʃ=f*) weder mit *jw* noch mit der Negation *n* kombinierbar ist. Als methodischen Gegenpol zu Allens allzu summarischer Behandlung möchte ich nur einmal auf eine subtile Studie wie die Schenkels (2002) über die Schreibung bzw. Nichtschreibung der Reduplikation im Formtyp *mʃʃ=f* verweisen. Es sei noch bemerkt, dass einzelne Graphien mit überschüssiger und der herkömmlichen Grammatik widersprechender Reduplikation speziell bei den Verben *mʃʃ* „sehen“ und (von Allen 2013a: 96 zitiert) *hʃi* „hinabgehen“ meiner Meinung nach die traditionelle Grammatik nicht widerlegen, sondern (seit dem Mittleren Reich) durch lautliche Unsicherheiten bedingt sind, weil der Radikal *-ʃ-* seine konsonantische Natur eingebüßt hatte.

Mehrfach entsteht eine gewisse Begriffsverwirrung zwischen graphischer und phonologischer Geminatation, denn Allen hält – sicher zu Recht – an der gängigen Vorstellung fest, dass ein phonologisch geminierter Konsonant nur einfach geschrieben wird. Prinzipiell kann also ein geschriebenes *mr* ein oder zwei phonologische */r/* enthalten haben (*/m̃r-/*, */m̃rr-/*), ein geschriebenes *mrr* deren zwei, drei oder (theoretisch) vier (*/m̃r̃r-/*, */m̃rr̃r-/*,



*/m̃r̃rr-/*, */m̃rr̃rr-/*). So kommen unscharfe Formulierungen zustande wie „\*qbbb (writen *qbb*) ‘cool down’“ (§4.12, gemeint ist *\*/q̃bb̃b/*). Bei genauerem Hinsehen zerrinnt die Ähnlichkeit zum Semitischen dann aber vollends zwischen den Fingern, denn die „lexical gemination“ soll je nach Verbklasse entweder als graphisch sichtbare *Reduplikation* realisiert sein (*\*/m̃r̃r-/*) oder aber als unsichtbare *Gemination* (*\*/s̃ḏ̃m-/*), wovon höchstens die zweite – also ausgerechnet die unsichtbare! – Variante mit dem Semitischen parallelisierbar wäre.

Mit dem Konzept der „lexikalischen Gemination“ erklärt Allen ferner das Gegenüber der beiden Stämme *jj* und *jw* des Verbs „kommen“, und zwar repräsentiere *jw* die „geminierter“ Variante des Verbs (§4.12). Da der Infinitiv generell altägyptisch und auch bei Unis (PT 254.19) immer *jw.t* lautet, muss Allen also annehmen, dass der Infinitiv hier ausgerechnet konsequent den markierten Stamm selektiert, der umgekehrt bei Verben wie *mrrj/mrr* nie als Infinitiv steht. Wieso setzt Allen nicht umgekehrt *jw* als Normalform und *jj* als den markierten Stamm an? Hier sieht man, dass er doch gar nicht so unbeeinflusst von der ägyptologischen Tradition geblieben ist wie er es suggerieren möchte: Allen hat schlichtweg alle „emphatischen“ Formen der Standardtheorie pauschal als lexikalisch geminiert umgelabelt und nicht wirklich für jede einzelne Verbklasse gerechtfertigt, warum welche Form als die markierte anzusehen sei. Was die Stämme des Verbs „kommen“ angeht, so halte ich mich lieber an Winand (1991) (von Allen nicht berücksichtigt und explizit abgelehnt in Allen 2011: 7 mit Anm. 24), der bekanntlich die Stammformen *jw* und *jj* als Allomorphe ein und desselben Verbs identifizierte. Die größte verbleibende Ausnahme in Winands Erklärungsmodell war das *sdm.n=f* dieses Verbs geblieben, das neben dem im Ägyptischen generell vorherrschenden *ju.n=f* in den Pyramiden- und teils auch noch Sargtexten eine Variante *jw.n=f* aufweist (Winand 1991: 379–381, vgl. auch Allen 1984: §455). Dies ist auch bei Unis der Fall ( $31 \times jw.n \sim 20 \times j.n$ ) (§18.2). Allens Reinterpretation des *jw.n=f* als lexikalisch geminiert löst dieses Problem keineswegs, sondern wirft vielmehr die neue Frage auf, warum denn niemals ein entsprechendes *\*mrr.n=f* belegt ist. Schließlich bringt Allen das Problem aber doch einer Lösung näher, indem er feststellt, dass die Stämme praktisch disjunkt auf bestimmte Subkorpora innerhalb der Unis-Texte verteilt zu sein scheinen, so dass er wohl zu Recht „the possibility of a dialectal or idiolectal preference for one or the other stem“ in Erwägung zieht (§18.3). Hier sieht man, dass Allen sehr wohl zu Fortschritten gelangen kann, indem er seine intime Kenntnis des Korpus ausnutzt, weniger jedoch, indem er seine neue Methode anwendet.

Obwohl laut Allen der Stativ „a single form“ sei (§17.1), was die Morphologie betrifft, wäre nach seinem Konzept auch hier wieder ein geminierter Stativ zu erwarten, da die geminierten Stämme ja eigene lexikalische Einheiten seien. Nun hat Allen einige Mühe, die aus seiner Sicht erwarteten Formen des Typs *\*mrr.kj* nachzuweisen, und kann nur spekulieren, dass es sich bei Stativformen mit *j*-Augment um Repräsentanten mit Gemination handeln könnte (*j.rḥ* [aríxxa], §17.3). Versuche, dies auch funktional zu rechtfertigen, bleiben vage („the normative connotation of this stem suits the examples of *rḥ*“). Sehr verdächtig scheint mir, dass sich im Koptischen, welches Stativformen so reichhaltig erhalten hat, keine Spur vom Stativ eines solchen „Pi<sup>c</sup>el“ auftreiben lässt.

Einen fundamentalen Widerspruch in Allens Reformgrammatik sehe ich darin, dass er die Verbalklassen überhaupt noch nach klassischer Weise differenziert. Aufgrund seiner Vorstellungen hätte er konsequenterweise eigentlich gar nicht dazu gelangen können, zwischen Verben III.inf. und II.gem. zu unterscheiden. Doch hat Allen offenbar nicht den Mut gehabt, den letzten radikalen Schritt zu gehen und alles zusammenzuwerfen, vielleicht auch weil beide Klassen ja tatsächlich im Koptischen unterschiedliche Reflexe haben.

Da, wo dann doch einmal eine syntaktische Korrelation festgestellt wird („marked passive“, also *sdmm=f*, steht nicht nach *jw*, §19.5), wird sie mit der Annahme einer angeblich nur semantischen Inkompatibilität heruntergespielt. Dasselbe gilt für die Beobachtung, dass in der Kausativkonstruktion nach *rdi* nur das „suffixed passive“ auf *-t(j)* vorkommt, nicht jedoch das „marked“ und das „unmarked passive“ (§19.5). Auf genau solchen Zusammenhängen hätte man seine Theorie des Verbalsystems aufbauen sollen, anstatt sie an den Rand zu drängen. Ich frage mich, wieso Allen sich soviel Mühe gegeben hat, um selbst diejenige Evidenz, die er sah, nicht wahrnehmen zu müssen.

Ein weiterer schlimmer Missgriff Allens ist das Zusammenwerfen der unterschiedlichsten Kategorien unter einen einzigen Begriff „infinitival forms“ (§14). Allen erhält so, nahezu unabhängig von der Verbalklasse, „infinitivals“ mit den Endungen *-ø*, *-w*, *-j*, *-t*, *-wt*, *-jt*, also wieder ein Sammelsurium, das an die Frühzeit der Ägyptologie erinnert. Hier handelt es sich aber möglicherweise um ein Problem nicht nur der grammatischen Analyse, sondern auch oder vielleicht primär der Präsentationsweise, die sich in Allens früheren Werken noch klarer darstellte.

Den Terminus „infinitival forms“ prägte er schon in Allen (1984: §644), damals aber als reinen Sammelbegriff für Infinitiv, „verbal noun“ (= andere nomina actionis), Komplementärinfinitiv und Negativkomplement. Er vermutete damals sogar schon, das Negativkomplement sei eigentlich gar kein Verbalnomen, sondern könne genetisch aus einem subjektlosen Prospektiv – also einer finiten Verbalform – entstanden sein (Allen 1984: §687), eine Annahme, die Schenkel (2000a) später bestätigte. Obwohl der Sammelbegriff „infinitival forms“ für Allen also eigentlich schon 1984 obsolet war, blieb er leider bestehen und begann ein unglückliches Eigenleben zu entwickeln. In seinem Lehrbuch stehen die „infinitival forms“ noch erkennbar als Oberbegriff für „the infinitive, complementary infinitive, and negatival complement“ (so noch in der aktuellen Auflage, Allen 2014: §13.1). Die Verkürzung „infinitivals“ erscheint in Allen (2013a: 104), wo die Kategorien schon zu verschwimmen beginnen. In der vorliegenden Grammatik ist dieser Oberbegriff – um mehr handelt es sich hoffentlich immer noch nicht – leider ganz herrschend geworden und präsentiert sich wie eine reale morphologische Kategorie; die Differenzierung findet nur noch am Rande statt, ist jedoch noch nicht völlig verschwunden: „complement of a verb with negatival meaning (...) Only the base and *-w* forms appear in this function“ (§14.5B). Es wird aber für den Leser nicht mehr klar, ob Allen noch eine morphologische Differenzierung sieht oder nur noch von Zufällen der Beleglage ausgeht.

In Wirklichkeit kann nicht der geringste Zweifel daran bestehen, dass es sich beim Infinitiv und beim Negativkomplement auch bei Unis um völlig verschiedene Formen

handelt, und zwar sowohl morphologisch<sup>8</sup> als auch syntaktisch: Bekanntermaßen wird das pronominale Objekt nach dem Infinitiv als Suffixpronomen, nach dem Negativkomplement aber als abhängiges Pronomen realisiert. Natürlich sind auch alle von Allen (§14.2 Ende) aus Unis zitierten „infinitivals“ mit abhängigem Pronomen glasklare Negativkomplemente. Dies alles ist seit langem Gemeingut der Ägyptologie, wurde schon von Sethe (1899–1902, II: §§1016–1038) in wünschenswerter Deutlichkeit beschrieben und in neueren Arbeiten (Schenkel 2000a) weiter präzisiert.

Etwas heikler mag die Unterscheidung zwischen Infinitiven und nomina actionis sein, eine Unterscheidung, derer sich Allen mit seiner Überkategorie „infinitivals“ ebenfalls entledigt. Für eine scharfe Trennung wäre sicherlich ein größeres Korpus als das des Unis allein erforderlich, und das wäre ein Punkt, an dem man über das begrenzte Korpus hätte hinausgreifen müssen. Dann könnte man nämlich sehr wohl feststellen, dass in einer Konstruktion wie der Verbindung *r* + Infinitiv „um zu ...“ nur die „echten“ Infinitive stehen.<sup>9</sup> Zur Unterscheidung von Infinitiv und nomen actionis wäre noch Osing (1976: 5 mit Anm. 18) (und auch noch Allen 1984: §647) zu konsultieren. Osings monumentale Untersuchung über die deverbalen Nomina wird in der Unis-Grammatik wohl hier und da als Steinbruch verwendet, aber nicht wirklich verarbeitet.

Das *s<sub>dm</sub>.t=f* war für Allen (1984: §459) noch ganz klar eine „inflected form“ und damit gerade kein „infinitival“, was auch bis zur ersten Auflage seines Lehrbuches so blieb (Allen 2000: §22.16). In der späteren Auflage hatte er dann „some suspicion that it is not a form of the suffix conjugation at all but a verbal noun“ (Allen 2014: §19.16), anscheinend weil das Formans *-t* sich auch bei manchen Infinitiven wiederfindet. In der Unis-Grammatik wird das *s<sub>dm</sub>.t=f* nun endgültig unter der „infinitival form“ subsumiert (§14.10), womit diese Kategorie ad absurdum geführt ist. Auch manifeste syntaktische Unterschiede scheinen Allen nicht weiter zu beeindrucken, so etwa, dass das Suffixpronomen (wenn auch nur außerhalb von Unis belegt) beim *s<sub>dm</sub>.t=f* das Subjekt, beim Infinitiv (transitiver Verben) das Objekt bezeichnet, oder dass das *s<sub>dm</sub>.t=f* mit *n*, der Infinitiv mit *tm* negiert wird. Insgesamt ist die ganze Idee einer Überkategorie „infinitival forms“ ein Irrweg, der das Verständnis der ägyptischen Sprache hindert anstatt es zu befördern, und sollte ersatzlos über Bord geworfen werden.

Die Partikel *jw* kann Allen natürlich auch nicht mehr standardtheoretisch erklären, sondern er versucht im Sinne eines temporalen Unterschieds zu argumentieren, dass Aussagen ohne *jw* einen generischen Charakter hätten, solche mit *jw* sich hingegen auf einen spezifischen Zeitpunkt bezögen (§9.4A, §12.3; vgl. §7.5 mit einer ähnlichen vermuteten Funktionsunterscheidung zwischen Nisbe und Relativsatz). So wird *jw* des öfteren als „now“ übersetzt (z.B. §18.6, §20.7). Damit steht er in diesem Punkt in der Tradition Polotskys, der dieser Partikel ebenfalls schon eine deiktische Komponente zugeschrieben

8 Man betrachte nur die vier bei Unis belegten „infinitivals“ von *jr<sub>i</sub>* „tun“: *w<sub>d</sub> n=f jr<sub>i</sub>.t n jt=f* „who has been commanded to act for his father“ (PT 247.14) und *m jr<sub>i</sub>.t h<sub>3</sub>.t jm=sn* „by making discord among them“ (PT 256.5) sind Infinitive, *jr tm=k jr<sub>i</sub>* „if you fail to make“ (PT 254.5) und *jm<sub>i</sub>=k jr<sub>i</sub>* „you shall not do“ (PT 288.3) sind Negativkomplemente.

9 Für Allen (1984: §662) reichten die Pyramidentexte als Ganzes noch aus, um diese Regel bestätigt zu finden.



hatte: „*jw* [...] has the effect of relating the statement to the sphere of interest and to the time of the speaker“ (Polotsky 1965: §35). Betrachtet man jedoch die drei von Depuydt (1998: 20) sogenannten „hard facts“ zu *jw*: „First, independent *jw* does *not* occur with negations. Second, it does *not* precede substantival verbal forms. Third, it does *not* head substantival sentences or adjectival sentences“, so stellt man mit Bedauern fest, dass sich mit der deiktischen Hypothese höchstens die dritte dieser Tatsachen erklären ließe (man könnte annehmen, dass Nominalsätze grundsätzlich als zeitlos gelten), kaum jedoch die beiden anderen. Ebenfalls schwer erklärlich ist das, was ich als vierten „hard fact“ zu *jw* hinzufügen möchte, dass nämlich die Opposition von *jw* und  $\emptyset$  im Adverbialsatz (*jw*)-NP-AP zugunsten von *jw* neutralisiert wird, sofern NP pronominal besetzt ist. Nach meinem Dafürhalten könnte *jw* eher etwas mit der Thema-Rhema-Struktur der Äußerung zu tun haben: *jw z m pr* steht eher als „out of the blue“-Äußerung „da ist ein Mann im Haus“, *z m pr* eher bei thematischem Subjekt „der Mann ist im Haus“ (ähnlich auch Schenkel 2012: 172f.).<sup>10</sup> Da ein Pronomen stets thematisch (vorerwähnt) ist, wäre die Neutralisierung der Opposition somit erwartbar. Die Funktion von *jw* kann aber bei weitem noch nicht als vollständig geklärt gelten, so dass wir Allens Vorschlag als einen wertvollen Diskussionsbeitrag willkommen heißen sollten, in dem auch ein Körnchen Wahrheit stecken könnte.

Ich bin kein Standardtheorie-Fundamentalist, meine jedoch, dass sich zumindest manche Stellen bei Unis mittels derselben sehr schön erklären lassen würden, so z.B. PT 262.19ff.: *m Wnjs j.j [...] n jw.n js Wnjs ds=f, jn wp(w).t j.t r=f* mit dem klassischen Gegenüber von Stativ und *sdm.n=f* eines Verbs der Bewegung: „Siehe, Unis ist gekommen [...] Unis ist aber nicht (Fokus:) *von sich aus* gekommen, sondern es kam zu ihm (Fokus:) *eine Aufforderung*“.

Die Negation *n ... js*, deren klassische (standard-theoretische) Interpretation durch Gilula sich insbesondere auch auf einen seither oft zitierten Unis-Beleg stützte, nämlich *n šm.n=k js m(w).t.j, šm.n=k ḥ.t(j)* „du bist nicht (Fokus:) *tot* fortgegangen, (sondern) du bist (Fokus:) *lebendig* fortgegangen“ (PT 213.1), wird von Allen (schon in Allen 2015b) ein wenig anders nuanciert, indem er offensichtlich bestrebt ist, das Konzept der Fokussierung zu vermeiden: „*nj* negates the element it precedes, unless that element is followed by the enclitic particle *js*“ (§9.4F), „*js* signals that the word it follows is not itself subordinate [gemeint hier: im Skopus der Negation befindlich] but rather, the clause of which that word is the first element: thus (...) *nj* [*šm.n.k mt.tj*]<sup>SUB</sup>“ (§9.5B), „*js* signals that the entire *sdm.n.f* clause is subordinate to the negation, rather than just the verb form itself“ (§18.7). Fraglich bleibt dann, warum in *nj tw jm=sn* „you are not of them“, obwohl kein *js* steht, doch der gesamte Ausdruck [*tw jm=sn*] negiert sein soll (§12.3 Ende). Um das klarzustellen, müsste man, was Allen nicht tut, die beiden bei Unis gleich geschriebenen Negationen *n(j)* und *nn* konzeptuell unterscheiden.

Laut der Standardtheorie wären die substantivischen Verbalformen nicht nur anhand der zugegebenermaßen oft prekären Morphologie identifizierbar, sondern auch durch die Negation mit *tm*. Auch bei Unis taucht z.B. die Verbindung *jr tm ...* „was anbetrifft, dass

10 Typologisch vielleicht grob mit *jw* vergleichbar wäre das koptische  $\alpha\Upsilon\Upsilon$ - vor indefinitem Subjekt im Adverbialsatz.

nicht ...“ = „wenn nicht“ auf (§20.5), wird von Allen aber nicht explizit thematisiert. Ja, bei Allen gibt es überhaupt kein grammatikalisierendes Negativverbum *tm*, sondern *tm* ist ihm einfach nur ein gewöhnliches Verb mit der lexikalischen Bedeutung „to fail“. Dabei geht unter, dass „wenn nicht“ in allen Varianten und Epochen des Ägyptischen *jr tm* heißt und niemals etwa *\*jr n*. Wie kann es sein, dass solche klaren Tatsachen ignoriert werden?

In Allens Konzeption sind somit die verschiedenen Weisen der Negation nicht näher motivierbar. Recht sonderbar scheint, dass Allen auch die Fragepartikel *jn* nicht zu akzeptieren, sondern nur für eine Verwendungsweise des „specifying *jn*“ (= der Agensmarkierung) zu halten scheint (§9.4B, §18.6; ähnlich schon Allen 2014: §15.6). Dies ist eine extreme Konsequenz seiner Methode, identisch geschriebene Morpheme für identisch zu halten, trotz in diesem Fall massiver semantischer und syntaktischer Unterschiede.<sup>11</sup>

Nachdem die Syntax so weitgehend zerschlagen wurde, ist man bezüglich der gegenseitigen Abhängigkeit der Sätze wieder wie in eine Frühphase der Ägyptologie zurückgeworfen: Die syntaktische Abhängigkeit ist meist „signaled solely by context“ (§21.3). Eine bekannte und klare Regel wie etwa die, dass nach *rdi* „veranlassen“ eine ganz spezifische und charakteristische Form steht, heutzutage allgemein bekannt als „Subjunktiv“, schwimmt wieder vollkommen (§21.4). Wer war es nun aber, der seinerzeit die Existenz und Morphologie eben dieses Subjunktivs herausgearbeitet und damit einen Meilenstein in der ägyptologischen Grammatikforschung errungen hatte? Jawohl: Es war Allen höchstpersönlich in seiner über 30 Jahre zurückliegenden Dissertation (Allen 1984: §§260–267).

Nun sollen noch einzelne kleinere Punkte besprochen werden, die Allen aus meiner Sicht übersehen oder falsch analysiert hat:

- Das Wort *bw* wird im Glossar als „place (noun m)“ erklärt. In Wahrheit handelt es sich nicht um ein gewöhnliches Substantiv, sondern um ein grammatisches Element, das praktisch nur in relativischen Konstruktionen vorkommt, wie zwar einmal an prominenter Stelle erwähnt wurde,<sup>12</sup> aber seither anscheinend ziemlich in Vergessenheit geraten ist. Beispiele aus Unis: *bw hr jtj=k* „wo dein Vater ist“ (PT 214.12), *bw ntj Wnjs jm* „wo Unis ist“ (PT 293.4), *bw ih.n=tn jm* „wo ihr zu Achs geworden seid“ (PT 217.4). Von *bw* wird generell und auch bei Unis kein Plural gebildet. Das echte Substantiv für „Ort“ lautet (*j*)*s.t* (im Glossar „place, seat“), z.B. *m s.t=k* „an deinem Ort“ (PT 267.9), *m s.wt=k nb* „an allen deinen Orten“ (PT 224.13), *s.t=fjmj.t ih.t* „sein Ort, der am Horizont ist“ (PT 317.8), *m s.t jzft* „an die Stelle des Unrechts“ (PT 249.6), *šb.w s.wt* „die mit verborgenen Plätzen“ (PT 213.4). Darüber hinaus fungiert *s.t* noch als Abstraktpräfix.<sup>13</sup> Dies wird von Allen implizit anerkannt, denn sein Glossar enthält

11 So ganz identisch geschrieben werden die beiden Partikeln aber doch nicht, denn die Fragepartikel *jn*, nie jedoch *jn* als Agensmarkierung wird graphisch manchmal mit der Negation *n* verwechselt (Gunn 1924: §10, Schenkel 2012: 365). Ich halte angesichts dessen einen Unterschied in der Vokalisation für wahrscheinlich.

12 „Bis auf seltene späte Gebrauchsweisen [...] immer mit relativischem (u. dgl.) Zusatz“ (*Wb.* I 450).

13 Zu *s.t* als Abstraktpräfix siehe Firchow (1954) sowie – für das Demotische – Johnson (2017: 166f.). Eine schöne typologische Parallele lässt sich aus dem Sumerischen beibringen. In dieser Sprache kann die Verbindung des Substantivs *ki* „Ort“ mit einem Verbum ein nomen actionis bilden, z.B.


ein *js.t-<sup>c</sup>wj* „assistance“. In diesem Sinne möchte ich auch die grammatisch interessante Stelle *r (j)s.t mrr Wnjs* (PT 317.12) analysieren, von Allen übersetzt als „(I am lord of semen, who acquires women from their husband) to whatever place I like“. Doch ist hier zum einen die Erwähnung eines Platzes eigentlich unerwartet, und zum anderen sollte Allens relativische Übersetzung ein \**mrr.t* erfordern. Daher vermutete schon Sethe (1935–1962, II: 361) in *mrr* ein *sdm=f*. Nach „Standardtheorie“ wäre es genauer eine substantivische Verbalform, die hier, wie ich meine, hinter *s.t* die Rolle eines direkten Genitivs einnimmt wie in *s.t-<sup>c</sup>wj*, so dass ich die ganze Phrase einfach übersetzen würde als „nach dem Willen des Unis“.

- Neben dem gewöhnlichen Suffixpronomen der 3. Pers. pl. *=sn* (§5.6) existiert bei Unis offenbar auch, aber nur als Possessivsuffix und nicht in Verbalformen, ein Suffixpronomen der 3. Pers. collectivum *=s*, nämlich in *šzp.t rmt qrs=sn h<sup>3</sup>=s m t h<sup>3</sup>=s m hnq.t* „What people receive when they have been entombed, their thousand of bread, their thousand of beer“ (PT 305.11f.). Hier ist Allens Erklärungsversuch, *rmt* könne auch als feminin sg. behandelt werden (§4.2 und §6.7), unhaltbar, da ja im selben Passus am Verb *=sn* steht. Ein zweiter Beleg ist *hr=s* „with it“ bezüglich auf *rdw* „outflow“ in PT 32.5. Dieses kollektive Suffixpronomen *=s* ist auch anderweitig bekannt (Edel 1955/64: §164; Kroeber 1970: 32f.; Peust 2002: 314 mit Anm. 4).
- Die Präposition *hr* (§8.6) bezeichnet genaugenommen nicht „location in the vicinity of an object“, sondern *of a person*, denn alle 62 Belege bei Unis stehen mit personalem Komplement (inklusive Göttern und vokativisch angesprochenen, also evident personifizierten Gegenständen). Wie Parallelen zeigen, korrespondiert damit im Falle eines unbelebten Komplements die Präposition *r*: *jw hmt.t r p.t hr R<sup>c</sup>* „drei (Mahlzeiten) gehören zum Himmel, zu Re“ (PT 205.9); *d<sup>3</sup>i=f hr=f jr <sup>3</sup>h.t* „wenn er (Unis) zu ihm (dem Gott), zum Horizont übersetzt“ (PT 301.9).
- Das dreimal in den kaum verständlichen Zaubersprüchen gegen Schlangen belegte Wort *jwn* versteht Allen als „now“ (§9.1A) mit Verweis auf vermutete semitische Kognaten. Wahrscheinlich wurde er von Sethe (1935–1962, II: 187) zu dieser Deutung inspiriert, der schon riet „Ist es ein Wort für ‘heute’, ‘jetzt’?“. Die Passagen sind allerdings derart unklar, dass Steiner (2011) sie sogar gänzlich als unägyptisch, nämlich vielmehr semitisch, interpretieren will; er deutet (S. 46) das fragliche Wort als *'anō* „ich“.
- Die Partikel *j(w)=f* sowie das fallweise gleich geschriebene Substantiv *jf* „Fleisch“ würde ich gegen Allen (§3.5, §9.4, [uf]) eher als [if] rekonstruieren (Peust 1995: 75f.). Womöglich hatte die Partikel vor Substantiv (und in der I. sg.) im Alten Reich noch eine Form [iw] (daher die Graphie *jw*), die später in der vortonigen Stellung zu [i] vereinfacht worden wäre, doch befinden wir uns hier schon im Reich der Spekulation.

---

*la<sub>2</sub>* „wiegen“ – *ki.la<sub>2</sub>* „Gewicht“ (akkadisch entspricht *šaqa<sub>2</sub>lu* – *šūqultu*); *bal* „sich umdrehen“ – *ki.bal* „Rebellion“ (akkad. *nabalkutu* – *nabalkattu*); *gar* „setzen, stellen, legen“ – *ki.gar* „Anlage, Gestalt“ (akkad. *šakānu* – *šikittu*) (Belege sind, da ein brauchbares sumerisches Wörterbuch noch fehlt, am besten in den akkadischen Wörterbüchern zu finden, die Verweise auf Bilinguen und lexikalische Listen enthalten).



- Die traditionelle Interpretation von *dt* in PT 72.2 (hinter der Präposition *m*) als Defektivschreibung für *md.t* „Salbe“ ist sicher besser als Allens Versuch (§4.2 Anm. 3), es mit kopt. ⲭⲟⲉⲓⲧ „Olive“ zu identifizieren, einem offensichtlichen jungen semitischen Lehnwort (Hoch 1994: 395).
- Ich wäre skeptisch, ob terzinfirme Verben im Imperativ generell eine *w*-Endung haben können (so §16.1). Da die Belege im Wesentlichen das Verb für „sich hüten“ betreffen, ist dessen Stamm wohl nicht mit Allen als *zʾj*, sondern wie auch allgemein üblich als *zʾw* anzusetzen.
- Die Hieroglyphe  in der Schreibung des Fragepronomens *tnj* „where?“ würde ich nicht als Lautindikator interpretieren (so §9.1F), sondern als Semagramm für Unwissenheit wie auch regelmäßig in dem Verb *hm* „nicht wissen“.
- Das *sdm.tj=fj* ist nicht „probably a nisbe of the *sdmt.f*“ (§15.4), sondern eine Ableitung vom Prospektiv, wie Schenkel (2000b: 102–110) gezeigt hat.
- Für die Konstruktion Nomen + Relativform zur Fokussierung eines Objekts (Beispiele §10.3 Ende) siehe Peust (2008: 81).
- Die lautliche Herleitung von *moce* (§17.2) ist falsch, siehe Edel (1961).

## Fazit

Wenn ich Allens Unis-Grammatik mit seiner über 30 Jahre alten Dissertation über das Verbalsystem der Pyramidentexte (Allen 1984) vergleiche, das zu einem Standardwerk über die Sprache des Alten Reiches wurde und bis heute gelten darf, so fällt mein Urteil insgesamt zugunsten des letzteren aus. In jenem Werk wurden durch genaue Beobachtung der Morphologie eine Reihe wertvoller Differenzierungen etabliert, am bekanntesten wohl die zwischen Prospektiv und Subjunktiv (siehe oben) sowie die formale Verschiedenheit von Relativform und passivem Partizip (Allen 1984: §636). Weniger bekannt und später selten aufgegriffen war eine andere interessante Unterscheidung, nämlich der terzinfirmer Verben in zwei Subtypen, einen „geminating type“ und einen „prefixing type“ (Allen 1984: §61). Ich möchte diese Differenzierung hier noch einmal aufwärmen, die durch immerhin drei verschiedene morphologische Kategorien gestützt wird: das substantivische *sdm=f* (*prefixing* mit *j*-Augment, *geminating* mit Reduplikation), den Imperativ (*prefixing* optional mit *j*-Augment, *geminating* nicht) und das Pseudopartizip (desgleichen). So konnte man auf der Basis seines Materials (Allen 1984: §§777–781) die terzinfirmer Verben beispielsweise wie folgt aufteilen:

		subst. <i>sdm=f</i>	Imperativ	Pseudopartizip
geminating	<i>jrj</i> „tun“	<i>jrr=f</i>	<i>jr</i>	<i>jr</i>
	<i>prj</i> „hinausgehen“	<i>prr=f</i>	<i>pr</i>	<i>pr</i>
	<i>dʾj</i> „überqueren“	<i>dʾʾ=f</i>	<i>dʾ</i>	<i>dʾ</i>
prefixing	<i>hʿj</i> „sich freuen“	<i>j.hʿ=f</i>	<i>j.hʿy</i> (Plural)	<i>j.hʿ</i>
	<i>šmj</i> „gehen“	<i>j.šm=f</i>	<i>j.šm ~ šm</i>	<i>j.šm ~ šm</i>
	<i>qʾj</i> „hoch sein“	<i>j.qʾ=f</i>	<i>j.qʾ</i>	<i>qʾ</i> (* <i>j.qʾ</i> nicht belegt)

Derlei differenzierende Ansätze gefallen mir weit besser als ein Zusammenwerfen von Formen und Kategorien, wie Allen es heute praktiziert. Mit letzterem begibt sich Allen auf den fatalen Weg hin zu einer nicht-falsifizierbaren Grammatik, in der fast alles alles bedeuten kann. Der Vorteil, dass dadurch alles wieder ganz einfach wird und man sich nicht leicht Gegenbelege einhandelt, ist trügerisch. In seinem Versuch, so revolutionär (oder reaktionär?) wie möglich zu sein und die Fortschritte der ägyptologischen Grammatikforschung des 20. Jahrhunderts zu großen Teilen in Frage zu stellen, schießt Allen weit über das Ziel hinaus. Er bleibt auch in sich fundamental inkonsistent, denn weder hätte er auf der Grundlage seiner hier präsentierten Vorstellungen beispielsweise die verbalen Stammklassen in der vorgenommenen Weise unterscheiden können, noch hätte er mit seiner Grammatik überhaupt jemals zu seinem insgesamt doch guten Textverständnis gelangen können. Vielmehr steht er implizit, ohne es zuzugeben, doch noch fest auf den Schultern der traditionellen ägyptischen Grammatik von der Berliner Schule bis hin zu den „Standardtheoretikern“.

Allens revolutionärer Ansatz geht konsequenterweise mit einer lässigen Rezeption der Sekundärliteratur einher, ähnlich wie ein Adolf Erman, als er dereinst die ägyptische Grammatik ganz neu aufrollte, sich wenig um die Ansichten seiner Vorgänger kümmerte. Während aber Erman mit seiner Methodik und Arbeitsweise aus heutiger Perspektive richtig lag, möchte ich das bei Allen bezweifeln. Vielmehr dürfte der in der Ägyptologie von den Anfängen bis heute kontinuierlich beschrittene Weg, die Morphologie immer feiner zu zergliedern, der bessere sein und wird sich nach meiner Überzeugung auch in Zukunft durchsetzen.

Ich werde zur generellen Orientierung über die Sprache der Pyramidentexte immer noch lieber auf Allen (1984) als auf Allen (2017) zurückgreifen, auch wenn letztere Arbeit bezüglich allerlei Details speziell der Unis-Sprache fallweise natürlich hilfreich sein kann. Voraussichtlich werden viele Ägyptologen sie mehr als Materialsteinbruch und weniger als Quelle systematischer Belehrung benutzen, was durchaus schade ist angesichts des Aufwandes, den Allen in dieses Werk investiert haben muss. Ich hoffe, dass Allen in den geplanten weiteren fünf Bänden von Pyramidentext-Grammatiken sich auf seine eigentliche Stärke, nämlich die intime Kenntnis des Materials besinnt und einen Teil seiner Neuerungen noch einmal überdenkt. Dann können diese richtig gute Grammatiken werden.

## Bibliographie

- Allen, James P. 1984. *The inflection of the verb in the Pyramid Texts*, Malibu.
- 2000. *Middle Egyptian. An introduction to the language and culture of hieroglyphs*, 1. Aufl., Cambridge.
- 2011. Rethinking the *sḏm.f*, in: *Lingua Aegyptia* 19, 1–16.
- 2013a. *The Ancient Egyptian language. An historical study*, Cambridge.
- 2013b. *A New Concordance of the Pyramid Texts*, 6 vols., Internet-Publikation. ([https://www.dropbox.com/sh/0xo88uy04urnz0v/o16\\_ojF8f\\_](https://www.dropbox.com/sh/0xo88uy04urnz0v/o16_ojF8f_))
- 2013c. Emphatic sentences and nominal/relative forms in Earlier Egyptian, in: *Lingua Aegyptia* 21, 1–7.
- 2014. *Middle Egyptian. An introduction to the language and culture of hieroglyphs*, 3. Aufl., Cambridge.

- 2015a. *The Ancient Egyptian Pyramid Texts*, 2. Aufl., Atlanta.
- 2015b. Fuzzy negations, in: Hans Amstutz *et al.* (Hrsgg.), *Fuzzy Boundaries: Festschrift für Antonio Loprieno*, Hamburg, 39–45.
- Brose, Marc. 2016. Formale Diskussionen zum *šdm.n=f* und zum „indikativischen“ *šdm=f*, in: *Lingua Aegyptia* 24, 1–40.
- Brugsch, Heinrich, 1872. *Hieroglyphische Grammatik oder übersichtliche Zusammenstellung der grammatischen, grammatischen und syntaktischen Regeln der heiligen Sprache und Schrift der Alten Aegypter zum Nutzen der studierenden Jugend*, Leipzig.
- Depuydt, Leo. 1998. The meaning of Old and Middle Egyptian ꜥꜣ.jw in light of the distinction between narration and discussion, in: Irene Shirun-Grumach (Hrsg.), *Jerusalem studies in Egyptology, Ägypten und Altes Testament* 40, Wiesbaden, 19–36.
- 2003. The origin of the Egyptian suffix conjugation, in: *Lingua Aegyptia* 11, 23–47.
- Edel, Elmar. 1955/64. *Altägyptische Grammatik*, 2 Bde., Rom.
- 1961: Neues Material zur Herkunft der auslautenden Vokale -e und -i im Koptischen, in: *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 86, 103–106.
- El-Hamrawi, Mahmoud. 2008. Is the preterite *štm=f* in Late Egyptian derived from present perfect *iwščm.n=f* of Middle Egyptian or historical perfect *ščm=f* of Old Egyptian?, in: *Lingua Aegyptia* 16, 73–94.
- Firchow, Otto. 1954. Zu den Wortverbindungen mit *š.t*, in: *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 79, 91–94.
- Gardiner, Alan H. 1957. *Egyptian grammar*, 3. Aufl., Oxford.
- Gundacker, Roman. 2013. Die Eigennamen der Könige der IV. Dynastie, *Lingua Aegyptia* 21, 35–130.
- Gunn, Battiscombe. 1924. *Studies in Egyptian syntax*, Paris.
- Hoch, James E. 1994. *Semitic Words in Egyptian Texts of the New Kingdom and Third Intermediate Period*, Princeton.
- Johnson, Janet H. 2017. Compound nouns, especially abstracts, in Demotic, in: Richard Jasnow & Ghislaine Widmer (Hrsgg.), *Illuminating Osiris. Egyptological studies in honor of Mark Smith*, Atlanta, 163–171.
- Kahl, Jochem. 1992. Die Defektivschreibungen in den Pyramidentexten, in: *Lingua Aegyptia* 2, 99–116.
- Kroeber, Burkhart. 1970. *Die Neuägyptizismen vor der Amarnazeit*, Diss. Tübingen.
- Loprieno, Antonio. 1995. *Ancient Egyptian. A linguistic introduction*, Cambridge.
- Loprieno, Antonio, Matthias Müller & Sami Uljas. 2017. *Non-verbal predication in Ancient Egyptian*, Mouton Companions to Ancient Egyptian 2, Berlin.
- Osing, Jürgen. 1976. *Die Nominalbildung des Ägyptischen*, 2 Bde., Mainz.
- 1998. *Hieratische Papyri aus Tebtunis*, Bd. I: Text, Kopenhagen.
- Peust, Carsten. 1995. Möglichkeiten einer Rekonstruktion ägyptischer Vortonvokale aus dem Befund der koptischen Dialekte, in: *Göttinger Miscellen* 149, 67–82.
- 2002. Objektspronomina im Ägyptischen, in: *Lingua Aegyptia* 10, 309–333.
- 2004. Das Ägyptische als afrikanische Sprache, in: Thomas Schneider (Hrsg.), *Das Ägyptische und die Sprachen Vorderasiens, Nordafrikas und der Ägäis*, Alter Orient und Altes Testament 310, Münster, 321–407.
- 2008. Wie fokussiert man im Ägyptischen ein direktes Objekt?, in: *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 135, 78–87.
- Polotsky, Hans J. 1965. Egyptian tenses, in: id., *Collected papers*, Jerusalem 1971 [Wiederabdruck], 71–96.
- Schenkel, Wolfgang. 2000a. Die Endungen des Negativkomplements im Spiegel der Befunde der Sargtexte, in: *Lingua Aegyptia* 7, 1–26.
- 2000b. Die Endungen des Prospektivs und des Subjunktivs (*ščm=f*, *ščm.w=f*, *ščm.y=f*) nach Befunden der Sargtexte. Mit einem Anhang zum prospektiven *ščm.t(i)=f(i)*, in: *Lingua Aegyptia* 7, 27–112.



- 2002. Zur Formenbildung des prädikativen *šm=f* der Verben II.gem., vornehmlich nach dem Zeugnis der Sargtexte, in: *Göttinger Miscellen* 189, 89–98.
- 2012. *Tübinger Einführung in die klassisch-ägyptische Sprache und Schrift*, grüne Auflage, Tübingen.
- Sethe, Kurt. 1899–1902. *Das aegyptische Verbum im Altaegyptischen, Neuaegyptischen und Koptischen*, 3 Bde., Leipzig.
- 1935–1962. *Übersetzung und Kommentar zu den altägyptischen Pyramidentexten*, 6 Bde., Hamburg.
- Steiner, Richard C. 2011. *Early Northwest Semitic serpent spells in the Pyramid Texts*, Winona Lake.
- Westendorf, Wolfhart. 1981. *Beiträge zum altägyptischen Nominalsatz*, Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse 1981,3, 77–99.
- Winand, Jean. 1991. Le verbe *ly / iw* : unité morphologique et sémantique, in: *Lingua Aegyptia* 1, 357–387.
- Zeidler, Jürgen. 1992. Rezension zu Karel Petráček: Altägyptisch und Hamitosemitisch, in: *Lingua Aegyptia* 2, 189–222.